

# Der Vater [Fortsetzung]

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 27

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637672>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Den 4. Juli

## □ □ □ Meiner Mutter. □ □ □

Don Hans Huber, Zürich.

„Mutter! Ein Wissen macht uns reich . . .  
Und wenn wir auch des Lebens letzte Frage  
Mit unserm Sinn und Geiste nie enträtseln,  
Das wissen wir, das wissen Deine Kinder,  
Daß treuer keine Seele, wie Du, o Mutter, bist!  
Wenn alle Welt uns auch betröge,  
Da bleibest Du doch wahr und ohne Falch —  
Und wenn der letzte Freund uns jäh verliese,  
Du bleibest bei uns auch in allen Nöten.  
Wir können uns im Glück des Lebens täuschen,  
In deiner Liebe täuschen wir uns nie!“

„Du hast gewirkt, gekämpft und hast gelitten . . .  
Oft sah'n im Schmerz wir Deine Wangen bleichen  
Und alles nur für uns hast Du erkämpft.  
Dir war kein Weg zu lang und keine Last zu schwer!  
In frohen wie in kummervollen Tagen  
Hat nur für uns Dein treues Herz geschlagen —  
Das wissen wir, das wissen Deine Kinder.  
Drum sei gedankt Dir, Mutter, Deiner Treue,  
Für jede Stunde Licht und Daseinsfreude!  
Für jeden Sonnenstrahl des Lebens sei gedankt  
Dir, Deiner goldenen Muttertreu' und Liebe!“

## □ □ Der Vater. □ □

Ein Bauernbild von Josef Reinhart.

2

Und in der Nacht schaute er mit offenen Augen durch  
eine Luke des Fensterladens zum Mond, der zeigte ihm mit  
seinem Licht das Heim: Jetzt wenn der Bub nur wacht im  
Stall, denn Fälschlis Zeit ist nah. Und in der Hofstatt  
hangen jetzt die Äpfel schwer, er muß sie stützen morgen,  
sonst reißen sie die Äste ab.

Wenn dann der Bauer die Sorge um das ferne Hei-  
matwerk endlich abgeworfen, gewahrte er des Andern We-  
sen, der sich immer herzhafter um ihn zu schaffen machte,  
wie ein Holzhauer um einen großen Baum im Walde, der  
ihm mehr Gedanken macht als andere Bäume.

Aber er beißt die bartlosen Lippen zusammen und  
faltet die Stirn und will gern lächeln.

Und er muß doch daran glauben, daß er nicht mehr  
in einem Atem die Stiege hinaussteigen kann, daß er sich  
ein- und zweimal an der Lehne halten muß. Oft unter  
Tag kam der Schlaf über ihn, sein Kopf senkte sich, und  
wenn er erwachte, mußte er verwundert schauen, ob er ge-  
träumt oder wirklich zu Haus gewesen sei.

„Ihr habt geträumt, Eichhoferbauer! Ihr seid am  
Werk gewesen: „Zwei Roß anspannen den Hügel auf, zieh  
an! Kein Hacken die Furchen, tief, tief halten!“ So habt  
Ihr geredet, Bauer!“

Der Bauer lächelte dazu wie über einen Spaß, aber  
die Hand griff fester um den Stod, als hätte sie einem  
Feind die Faust zu zeigen.

Am einem Regentag kam der junge Bauer und am  
Sonntag die Frau.

„Großvater, Ihr seid leider worden in der Zeit, habt  
Ihrs nicht gut?“

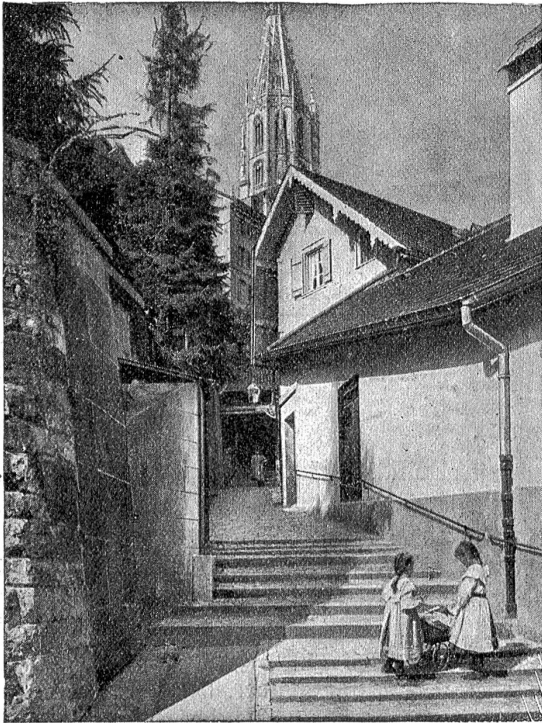
Er tat, als überhörte er die Frage und wollte wissen,  
wie daheim die Arbeit rüde.

Und wenn sie erzählten von der Ernte, wie das Korn  
geraten, wie hoch der Emdstod sei, fast bis zum Dach,  
wie die Äpfel hangen, dann schienen die Falten weniger  
tief. Er atmete auf, wie nach einem Wolkenwetter und  
lächelte und schien die besorgte Rede zu überhören, wenn es  
hieß: „Ihr müßt Euch pflegen lassen, Vater, habt nichts  
zu sorgen, es geht gut daheim!“ und schaute die Gaben, die  
sie brachten, kaum mit flüchtigen Blicken an.

Schon am nächsten Morgen mußte sich der Vater pfe-  
gen lassen, denn als er sich erheben wollte, trugen ihn  
die Füße nicht mehr. Wie arbeitsmüde Diener, die schon  
einmal und ein andermal den Dienst gekündigt, stellten sie  
nun ihre Arbeit ein und fragten nicht, was ihr Meister  
dazu sagte.

Er sagte nichts und blieb zu Bette, nahm, was man ihm brachte, hörte gelassen an, was der Doktor sagte:

„Das Gangwerk ist alt und brüchig, und das Herz will auch nicht mehr! Schickt Euch drein, Eichhofer!“



Die Bricktreppe von der Matte zum Münsterplatz in Bern.  
(Phot. S. Suß, Bern.)

Es war in der Zeit gewesen zwischen Sommerernte und dem Herbstwerk, daß der Eichhofer sich ruhig ergeben hatte und dem Tod ins Auge geschaut, einen Monat oder mehr, während seine Kräfte immer abgenommen, sein Herz immer schwächer geworden. Nur mehr ein hindämmernd Lichtlein, einmal und ein andermal in guten Augenblicken aufflackernd, wenn ein fernes Herdenläuten vom Land herein bis an die Stadtmauer drang, ein Peitschenhieb oder sonst ein arbeitseifriger Ruf aus einer Gasse einen Klang antönte an die versinkende große Melodie, die des Bauern Leben begleitet hatte. Sonst lag er still und ergeben in seiner Alt männerkammer, bis der Herbst mit seinem großen Bauerwerk anklopfte.

Eines Morgens hieß er den Wärter die Fenster öffnen, weit bis an die Wand, am Morgen früh schon, da noch der Septembernebel um die Gärten strich.

„Es wird — dem Bauern — Schaden, — der Nebel,“ sagte der Wärter zögernd, „er ist schwach, — hat der Doktor gesagt.“

„Die Fenster auf“, befahl der Bauer und röter schien sein Gesicht geworden.

„Der Bauer hat Fieber, es zehrt an ihm wie Feuer“, sagte der Doktor, als er in diesen Tagen kam, „still liegen, Bauer, nicht aufregen, ja nicht aufstehen,“ er lächelte nicht mehr, als er das sagte.

Am anderen Tage kamen des Bauern Sohn und seine Frau mit gedämpften Schritten und leisen Stimmen.

Der Bauer fuhr auf, erhob den Kopf mit der spitzen Nase:

„Was kommt ihr jetzt, wo alle Hände am Werk sein sollen; habt ihr Feiertag?“

„Nein, Vater, aber —“

Setzt schwieg der Bauer.

Aber er ließ sie nicht lange bei sich stehen; als wollte er sie mit seinen Worten nach Haus zur Arbeit treiben, stellte er kurze, harte Fragen an sie:

„Erdäpfel, gibt es viele?“

„Ja Vater, viel, als wie noch nie!“

„Was säest du drauf?“

„Weizen, Vater!“

Ruhiger nickte er, wie zu einer guten Schülerantwort.

„Ist der Roggen im Boden?“

„Kommt schon hürstendick, Vater!“

„Nicht zu dick säen, nicht z'dick, trägt sonst den Schnee nicht wohl!“ Dann fragte er ihn noch manches.

Als er nun ein Wort ums andere ihm einschärfte, war es, wie wenn in seinen Augen ein halb erloschenes Flämmlein wieder sich entzündete, und der Knochen, der wie ein Felsenkopf an herbstgelber Halde hart über seinen Wangen stand, färbte sich rot. Er hatte sich im Eifer von seinen Rissen erhoben.

„Und die Äpfel, die schönen Butterbirnen, daß man sie am Stiel abliest, auf Stroh in die Körbe!“

„Ja Vater, — es wird gemacht, Ihr müßt — nicht sorgen, Vater — wir sorgen schon!“

Die beiden jungen Bauersleute wußten nicht, wo sie die Worte suchen mußten, um des Alten Besorgtheit zu beruhigen. Es ward ihnen wind und weh in ihrer Unbeholfenheit, da ihnen aus den Worten des Vaters noch eine andere Stimme sprach, die ihnen unheimlich klang.

So waren sie fast froh, als der Kranke ihnen die Hand hinhielt.

„Ihr könnt nit helfen, geht jetzt heim, will selber fertig werden — brauch nichts mehr! So lebt wohl denn und gibt Acht mit dem Beh, nit sparen am Beh im Stall — aber am Wagen — du — und auf die Kinder achtgeben du! — 's Brühloch!“

Der Sohn ergriff die Hand des Vaters, sie zitterte ein wenig, auch seine Stimme versagte ihm.

„Adie Vater!“ würgte er und kehrte sich ab.

„Adie Vater, — heit Sorg, — mer wei wieder cho, wenn —“

Da schnitt der Alte ihm das Wort ab.

„Ja!“ sagte er und kehrte sein Haupt nach der Wand, das war fast wie ein Wort: „Geh jetzt!“

Der Bauer verbrachte eine unruhige Nacht. Der Doktor redete ein Wort vom Pfarrer, er gab keinen Bescheid darauf, als ob er die Frage überhört; unruhig warf er sich hin und her auf seinem Lager; blieb wieder eine Weile geduldig, hob den Kopf und fragte nach der Zeit, horchte, als ob er in der Ferne Stimmen hörte, die ihm riefen, legte sich wieder, dann sprach er, schüttelte den Kopf, als hätte er eine schwere Arbeit vor, die er nicht anzugreifen wußte, redete mit gefalteter Stirn von den heimatischen Werken, fragte nach dem Wetter, und legte sich beruhigt zurück, wenn es hieß, der Himmel stehe im Glanz.

Es war, als ob der Sohn und seine junge Frau eine Unruhe geweckt mit ihrem Kommen. Der Hauch ihrer her-

ben Landluft hatte das ruhig verschwelende Flämmchen des Bauernlämpchens in der Stadt auffladern gemacht.

Man schüttelte den Kopf:

„Er kann nicht sterben, eine Sorg und Unruh plagt ihn noch.“

Bis eines Morgens der Bauer sich erhob aus seinem Kissen.

„Was wollt Ihr, Bauer?“

„Aufstehen will ich!“

„Ihr sollt nicht aufstehen!“ sagte der Wärter unsicher.

„Ich will aufstehen!“

Zögernd reichte er ihm die Kleider. Am Fenster stand der Bauer in seinen Kleidern, den Hut setzte er auf und beugte sich hinaus, als ob er in der Ferne etwas Wichtiges suchen und sehen könnte. Da trat er zurück und griff zum Stock.

Der Wärter faßte ihn.

„Ihr dürft nicht ausgehen, Jesus! was fällt Euch ein!“

„Ich will jetzt ausgehen, adieu!“ sagte er und drückte ihm ein großes Geldstück in die Hand, daß er vor Erstaunen nicht wußte, wo schauen und was er denken mußte.

In der Brüstung der Türe setzte der Eichhofer den Stock nieder und kehrte sich um nach dem Wärter; wie einst zu einem Knechte sagte er's, und in seinem Ton und seiner Haltung lag etwas Herrisches, das kein Wenn und Aber duldet:

„Ich geh dann heim, du, verstanden!“

Und setzte den Fuß auf den Steinboden, daß es im hohlen Hausflur hallte.

Als der Wärter zu sich kam und nach den Leuten rief, gab es viele Worte:

„Er stirbt ja auf dem Weg!“

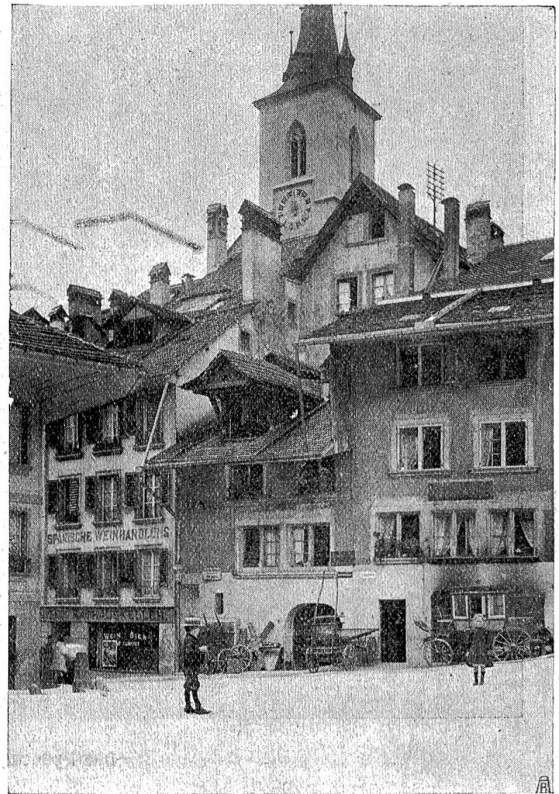
Während man im Altmännerhaus noch redete und riet, was zu tun sei, war der Eichhoferbauer mit manchem Schritt schon seiner Heimat näher gekommen. Hart stellte er die beschlagenen Absahshuhe nieder, und fleißig und sicher wie einst und eh, wenn der Bauer aus der Stadt eilfertig heim zum Werke schritt, stach die Spitze seines Stodes in die Straße. Die Leute blieben auf den Aedern stehen, zeigten auch mit Mienen und Blicken nach ihm:

„Der hat ein eilig Werk vor, daß er so mächtig auszieht!“

„Wer ist's?“

„Der Eichhofer, möcht' ich sagen, wenn's nicht hieße, der liegt im Sterben; aber so geht keiner, der das Werkzeug aus der Hand gelegt.“

Aber der Bauer zog aus, als ginge es durch fremdes Land und hatte doch einst manchen Blick noch übrig für die Sachen am Weg, auf Flur und Wiesen.



Das alte „Burgerhus“, das älteste Rathaus von Bern, überragt vom Turm der Nydeckkirche.

„Wenn er jünger wär und noch gelenkig!“, sagte ein dritter, „man könnte meinen, der hätte einen Schatz daheim, und hätt ihn lang nicht mehr gesehen.“

„Wein getrunken hat er viel! ists nicht, als ob er schwankt? jetzt steht er still — und wieder zieht er aus!“

Wenn der Eichhofer an brachen Aedern vorüberschritt, wo der Stahl des Pflügers an den Steinen knirschte, wenn Arbeitsrufe auf die Straße tönten oder volle Säcke breit und prall an Kartoffelädem standen, dann setzte er neu und kräftiger Fuß und Stock nieder, bis, wo die Straße von neuem stieg, er mühsamer ausgriff, tastend wie auf glattem Boden. Einmal und ein andermal fuhr dann die Hand im leichten Zögerhschritt zur Stirn, wie wenn da ein Nebel, der sich vor die Augen gelegt, gelöst sein müßte.

(Schluß folgt.)

## Ueber Tuberkulosefurcht.

Von Dr. med. G. Simon, Arzt der Sürsorgestelle für Tuberkulosekranke in Bern.

Wenn man berücksichtigt, welche Ausdehnung in allen Kulturstaaten der Kampf gegen die Tuberkulose angenommen hat und welche enormen Summen derselbe jährlich verschlingt — hat doch der Tuberkulosefürsorgeverein der Stadt Bern seit seiner Gründung schon zirka Fr. 100,000 dafür verausgabt —, so ersieht man daraus, daß die Menschheit des beginnenden Jahrhunderts von einer nicht geringen Furcht vor der Tuberkulose ergriffen sein muß.

Ob diese Furcht gerechtfertigt ist oder nicht, bleibe dahingestellt. Nur daran sei erinnert, daß in den Jahren 1901 — 1910 im Kanton Bern allein 11,772 Personen an Lungentuberkulose und 4630 Personen an Tuberkulose anderer Organe gestorben sind, wahrhaft Grund genug, den Gegner noch immer respektvoll zu fürchten, und eine dringliche und ernste Mahnung, im Kampfesfeuer ja nicht nachzulassen.